

dtv

»Der Palästinakonflikt ist nicht irgendein Konflikt. Er ist die Wunde, die mein Leben schmerzhaft begleitet und prägt. Und so, wie jeder Araber ein Stück Wüste mit sich trägt, tragen viele Araber und Juden diese Wunde mit sich. Auch wenn ich seit über dreißig Jahren in Deutschland in Sicherheit und Frieden lebe, meldet sich dieser Konflikt Woche für Woche mit Hartnäckigkeit zurück.« Rafik Schami sehr persönliche und poetisch geschriebene Tagebuchnotizen umfassen den Zeitraum von Oktober 2001 bis Mai 2002. Kritisch beleuchtet der Autor wichtige Aspekte der Terroranschläge vom 11. September, des Palästinakonflikts und der arabischen Welt und entwirft dabei ein buntes Kaleidoskop nachdenklicher, aber auch humorvoller und ironischer Impressionen – getragen vom Wunsch nach einer friedlichen Aussöhnung zwischen Israelis und Palästinensern.

Rafik Schami, 1946 in Damaskus geboren, lebt seit 1971 in der Bundesrepublik. Studium der Chemie mit Promotionsabschluß. Heute zählt er zu den erfolgreichsten Schriftstellern deutscher Sprache. Sein Werk wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt. Er lebt in der Pfalz.

Rafik Schami

Mit fremden Augen

Tagebuch über den 11. September,
den Palästinakonflikt
und die arabische Welt

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



4. Auflage 2016

2004 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2005 Rafik Schami

Erstveröffentlichung: Heidelberg 2002

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Root Leeb

Gesetzt aus der Bembo 10,25/12,5'

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13241-1

Dieses Buch widme ich keinem mir
bekannten und geliebten Menschen, sondern
einem Traum, einem Bild aus der Zukunft:
Zwei Kinder spielen zusammen in einem
Innenhof. Sie sind versunken in ihr Spiel, und
plötzlich ist es Mittag. Zwei Rufe aus den
Fenstern der umgebenden Wohnungen fordern
die Kinder auf, zum Mittagessen zu kommen.
Das eine Kind wird auf hebräisch, das andere
auf arabisch gerufen. Beide Kinder verdrehen
die Augen, aber sie lassen ihr Spielzeug zurück
und gehen langsamen Schrittes nach Hause.
Ein letztes Mal drehen sie sich um, lächeln
einander zu und sagen kaum hörbar:
»Bis später!«

Vom Tagebuchschreiben und von wartenden Figuren

Um es von Anfang an klarzustellen: Ich glaube an die Menschen und Tiere, die meine Geschichten bevölkern, und ich kenne sie sehr viel besser als so manchen Nachbarn oder Schriftstellerkollegen. Ich bin mit mancher Person in meinen Romanen sehr eng befreundet, und als der Kutscher Salim sterben mußte, trauerte ich tagelang. So freute ich mich auch, als sich der alte Circusdirektor Valentin in die junge Postbotin Pia verliebte. Manch eine Person, die zwischen den Deckeln meiner Bücher lebt, ist mir näher als viele Zweibeiner unserer Erde. Und wenn ich einen Roman schreibe, so führe ich Gespräche mit meinen Figuren. Ist ein Roman – aus welchen Gründen auch immer – lange in Arbeit, so entsteht eine vertraute Atmosphäre, die mir manchmal Probleme macht. Vertrautheit reduziert die Furcht und manchmal auch den Respekt voreinander, und so ist es nicht verwunderlich, daß sich manche Figur meines seit über zwanzig Jahren in Arbeit befindlichen Liebesromans einen rüden Ton mir gegenüber zulegt.

Wenn ich nach langer Unterbrechung zu meinem Roman zurückkomme und meine Figuren begrüße, höre ich nicht selten: »War auch Zeit, daß du uns weiterbringst und den weißen Nebel unserer ungeschriebenen Seiten etwas vertreibst.« – »Ist ja gut, mach schon«, unterbrach mich vor kurzem ein ansonsten schüchterner Tischler, als ich die Seite aufschlug und leise flüsterte: »Mensch, habe ich euch in der letzten Woche vernachlässigt. Es waren viele Termine, Radio, Fernsehen ...« Ich hielt inne. Nach etwa sechs Stun-

den Arbeit kam ich eine Seite weiter. Es war wunderbar. Aber noch bevor ich den Computer ausschaltete, hörte ich den Gemüsehändler im Roman kichern. »Und ich wette mit dir«, sagte er zum Tischler, »er verschwindet wieder für Wochen und kommt mit solch lächerlichen Begründungen zurück wie Interviews, Reisen, Steuererklärung, Filmedrehen.« – »Der soll es nur versuchen. Diesmal habe ich es satt. Wehe, er bleibt länger als einen Tag weg. Ich werde durch den Roman wandern und an unmöglichen Stellen auftauchen. Das nervt«, sagte der Tischler. Der Gemüsehändler, ein Mann von kleinem Verstand und großer Gemeinheit, verschluckte sich vor Lachen. Ich war wütend. Ich fragte mich, ob unser Verhältnis nicht zu vertraulich geworden ist, und beim Abendessen dachte ich daran, den Tischler durch einen Unfall in seiner Werkstatt sterben zu lassen. Doch dann fand ich, daß er recht hatte. Man soll sich nicht zu weit von dem Roman entfernen, an dem man arbeitet.

Im Laufe der nächsten Wochen und Monate lehnte ich viele Lesungsangebote ab und arbeitete fleißig an meinem Liebesroman. Langsam hörte der Tischler auf zu meckern, und der Gemüsehändler verlor eine Wette nach der anderen. Ich blieb dran – der Roman machte Fortschritte.

Freiberufler müssen über große Selbstdisziplin verfügen, sonst bringen sie es zu nichts – Verzettelung ist nämlich der Feind der Freiberufler. Daher habe ich mir nicht nur eine effektive Zeiteinteilung erarbeitet, sondern auch mehrere Arbeitsjournale angelegt, die mich parallel zu einer Hauptarbeit begleiten. Dort schreibe ich alle möglichen Einfälle auf, Erlebnisse, Geschichten, die man mir erzählt, Ideen für Filme, für Theaterstücke und Romane, Anregungen von Freunden und Verwandten, die eine oder andere Kritik an manchen Zuständen und Ideen, Pläne und viele andere Dinge, die mit meinem Hauptthema nichts zu tun haben.

Ich arbeite nie an mehreren Sachen gleichzeitig. Diese Notate befreien mich davon, weiter an diese Ereignisse denken zu müssen, und erhöhen damit meine Konzentration auf die Hauptarbeit. Die Notate beruhigen mich aber auch, da ich später alles geordnet nach Themen wiederfinden kann; also geht mir dadurch nichts oder nur ganz wenig verloren. Und wenn ich ein Thema für eine Hauptarbeit (Roman, Geschichte, Märchen, Essay oder Theaterstück etc.) aufgreife, fange ich natürlich beim Formulieren immer bei Null an. Ich bin dann ein Anfänger, der einen Weg sucht, wie man diesen Stoff in eine spannende poetische Geschichte für gescheite Zuhörer und Leser umsetzt. Aber für jedes Thema habe ich durch die Jahre eine Schatzkiste voller Einfälle, Zitate, wunderlicher und kuriose Erlebnisse gesammelt; sie bilden am Anfang den Grundstock meiner Kenntnisse und regen mich zu weiteren Recherchen an.

Ein Thema ließ sich in dieser Form jedoch nicht kanalisieren: Der Krieg in Palästina. Der Palästinakonflikt ist nicht irgendein Konflikt. Er ist die Wunde, die mein Leben schmerzhaft begleitet und prägt. Und so, wie jeder Araber ein Stück Wüste mit sich trägt, tragen viele Araber und Juden diese Wunde mit sich. Auch wenn ich seit über dreißig Jahren in Deutschland in Sicherheit und Frieden lebe, meldet sich dieser Konflikt Woche für Woche mit Hartnäckigkeit zurück.

Die Tatsache, daß ich aus einer christlich-aramäischen Minderheit stamme, verbot mir schon immer, den Richter zu spielen, farbenblind nur die eine Seite und deren Interessen zu sehen. Daher schmerzt mich der Krieg zwischen dem palästinensischen und dem israelischen Volk besonders. Manche freuen sich über »Erfolge« ihrer Partei und »Verluste« ihrer »Feinde«. Ich bin tieftraurig über jeden Verlust,

unabhängig davon, auf wessen Seite er entsteht. Und auch eine Scham vor den Kindern beider Völker quält mich; eine Scham über die Unfähigkeit von uns Erwachsenen, dem Krieg im Orient ein versöhnliches Ende zu setzen. Franzosen und Deutsche haben es geschafft! Welch ein Glück für die Kinder beider Länder und Kulturen!

Diese Haltung beider Völkern gegenüber macht nicht beliebt, sondern einsam. Sie ist zwar politisch zukunftsweisend, doch so, wie man Politik heute betreibt, wird sie als »Moral« verschrien, weil sie nicht dem Augenblick dient. Und unsere Politiker verwandeln sich wie die Medien in Verwalter des Augenblicks. Doch das erschreckt mich nicht. Ich bin darin geübt, und da ich wegen dieser meiner Haltung meine Eltern, meine Gasse, meine wunderschöne Stadt Damaskus verloren habe – wer sollte mich da noch erschrecken! Immer öfter erweist sich diese dritte Position als einzige Alternative für mich: weder für George W. Bush noch für Saddam Hussein, weder gegen die Juden noch gegen die Araber. Ich fragte und frage mich nicht selten, ob das noch politisch ist. Viele Schriftsteller haben griffige Formulierungen und ergreifen schnell, fast fanatisch, Partei. Ich nannte sie als Student die »Hundertfünfzigprozentigen«. Früher beneidete ich sie, heute bemitleide ich sie. Wenn ich ihre Pendelbewegungen sehe, so denke ich nur an den Schwanz eines Esels, der dauernd in Bewegung ist und niemanden interessiert. Ich habe außer der Kraft meiner Vernunft und dem Urteil meines Gewissens nichts, was die Bildung meiner Meinung beeinflusst. Und sollte ich immer allein bleiben, schadet das nichts. Ich möchte nicht wie der dumme Familienvater sein, der in den Wald ging, Pilze sammelte, diese briet und gemeinsam mit seiner Frau und den zwei Kindern aß. Die Familie wurde im letzten Augenblick durch eine Magenspülung im Krankenhaus gerettet. Der

behandelnde Arzt fand nichts als Fliegenpilze und Knollenblätterpilze vor. »Warum haben Sie diese giftigen Pilze gegessen?« fragte er. »Herr Doktor, wir haben heute nichts anderes im Wald gefunden«, antwortete der Mann.

Da ich mit meinem Roman beschäftigt bin und nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 der Palästina-Konflikt in den Mittelpunkt meiner Aufmerksamkeit rückte, fing ich am 11. Oktober 2001 an, ein Tagebuch zu schreiben. Ich wollte mich nicht zu weit von meinem Roman entfernen und fühlte zugleich ein großes Bedürfnis, meine Gedanken und Empfindungen angesichts der Ereignisse in ein großes Heft einzutragen. Was daraus werden sollte, interessierte mich nicht. Das Aufschreiben half mir sehr, zunächst für mich Klarheit zu schaffen. Dieses Heft begleitete mich deshalb von nun an auf meinen Reisen. Und wann immer ich schrieb, schaufelte ich meinen Kopf einigermaßen frei vom Wirrwarr und konnte, wo immer ich war, an meinem Roman weiterarbeiten.

Ich muß gestehen, ich habe bis dahin nie ernsthaft Tagebuch geschrieben. Veröffentlichte Tagebücher lese ich gern, aus Neugier. Aber selbst habe ich weder als Kind noch als Jugendlicher ein Tagebuch geschrieben. Warum? Weil ich mich nie sicher fühlte, daß das, was ich gern insgeheim schreiben wollte, auch geheim blieb. In meinem großen Elternhaus gab es keinen einzigen Ort für mich allein. Dort lebten nicht nur fünf neugierige Geschwister mit mir, die überall herumstocherten, sondern auch eine große, undefinierbare Anzahl von Verwandten ersten bis neunten Grades hatte überall Zugang.

Unser Haus war wie eine gastfreundliche Bahnhofshalle. Wir aßen als Kinder nicht selten mit Verwandten und Fremden, die unangekündigt kamen, mit uns aßen und wieder gingen. Europäer nennen das die »märchenhafte arabi-

sche Gastfreundschaft«. Für mich aber hieß das, daß ich keine einzige Ecke für mich allein hatte, dafür jedoch ein Schlitzohr von einem Bruder, der jedes Versteck aufspüren konnte, selbst wenn man Killerwespen beauftragt hätte, diesen Ort zu bewachen. Er roch das Geheimnis bereits aus großer Entfernung, und schon hatte er es in der Hand – wenn es eßbar war, auch längst im Magen. Ein hämisches Grinsen umspielte dann seinen Mund.

Nein, ein Geheimnis war ein Ding der Unmöglichkeit. Nicht einmal im Beichtstuhl war uns Diskretion gegönnt. Ich log beim Beichten und erzählte nur harmlose Dinge, weil der schwerhörige Pfarrer alle meine Sünden laut wiedergab, um sich zu vergewissern. Und bei deftigen Vergehen zürnte er so laut, daß sich nicht nur die wartenden Mitschüler, sondern auch alle Bewohner der Altstadt von Damaskus darüber amüsieren konnten.

Daß ich früher kein Tagebuch schrieb, lag zum anderen vielleicht auch daran, daß ich von klein auf viel erzählt und nicht selten meine Gedanken beim Sprechen geschliffen habe. Ich hatte also nicht das Bedürfnis nach einem in der Einsamkeit gehaltenen Gespräch mit einem schweisgsamen Tagebuch, dem ich etwas anvertraue. Das änderte sich auch nicht, als ich nach Europa kam und mein Arbeitszimmer zu einem heiligen Ort wurde, den man nur nach Anmeldung betreten durfte. Die europäische Hochachtung vor dem Individuum kam mir dabei sehr gelegen. Doch sie konnte mich nicht so weit bringen, ein Tagebuch zu schreiben.

Auch mein großer Erfolg mit dem Roman »Eine Hand voller Sterne«, den ich in Form eines Tagebuchs geschrieben habe, vermochte das nicht. Denn ich wußte, daß die Entscheidung für die »Tagebuchform« eine lange Entwicklung hinter sich hatte. Diesen Roman schrieb ich in verschiedenen Formen (in der dritten oder der ersten Person, als Brief-

roman etc.), aber jedesmal, wenn ich fertig war, gefiel mir irgend etwas an der Geschichte nicht, und ich suchte eine andere Form, bis ich dann die Form des Tagebuchs wählte. Damit war die Distanz zwischen Erzähler und Leser überwunden; die Sprache wurde direkter, lebendiger. Das war die einzige Form, die den Text zur Kunst veredelte.

Es ist immer eine einzige Form, die einen bestimmten Inhalt zu einem Kunstwerk macht. Selig ist der, der sie findet. Ich wußte, daß ich bei dem Roman ›Eine Hand voller Sterne‹ Kunstarbeit leistete und nicht etwa bewies, daß ich dadurch zum guten Tagebuchschrreiber wurde. Meine privaten Versuche endeten nach ein paar Tagen kläglich. Ich las das Geschriebene, und es war mir fremd. Also dachte ich, daß zum Tagebuchschrreiben ein bestimmtes Temperament gehört, das ich nicht besitze. Diese nichts und zugleich alles sagende Feststellung hat mir die Entscheidung ungemein erleichtert, kein Tagebuch zu schreiben. Doch die Zeiten ändern sich.

Seit dem Herbst 2001 schreibe ich fleißig, fast jeden Tag. Ich habe mich aber allen anderen Verführungen entzogen, tingele nicht von Artikel zu Artikel und von Talkshow zu Talkshow. Die Anfragen überrollten mich zeitweise lawinenartig, aber ich hielt stand. Ich lehnte dankend ab, weil das sonst den Ruin meiner Romanpläne bedeutet hätte. Die Teilnahme an einer Diskussionsrunde in Berlin bedeutet für mich real zwei Tage Verlust meiner Arbeitszeit.

Als der Verleger Georg Stein im Dezember 2001 bei mir anfragte, ob ich nicht einen Text hätte zu dem Buch ›Ein Tag im September‹ – das heißt, für eine Anthologie, die er zusammen mit dem bekannten ›Spiegel‹-Korrespondenten Volkhard Windfuhr über den 11. September herausgebe –, sagte ich ihm die Wahrheit. Ich schriebe nur an meinem Roman, aber wenn es ihn interessiere, könne ich ihm Aus-

züge aus meinem Tagebuch schicken. Er zeigte sich interessiert.

Eine lange Zeit verging, und dann meldete er sich bei mir im März 2002 und erkundigte sich nach meiner Arbeit. Er fragte, ob ich nicht die letzte Entwicklungsphase des Palästina-Konflikts seit dem 11. September 2001 kommentieren möchte. Es entwickelte sich ein überaus spannendes Gespräch, und bald waren wir uns einig: das Tagebuch sollte in seiner ganzen Länge herausgegeben werden. Ich schrieb weiter und merkte kaum, daß ich nur noch an meinem Tagebuch saß, daß ich von einem Nachrichtensender zum nächsten wechselte und so viele Zeitungen und Zeitschriften las wie noch nie in meinem Leben.

Ich mußte das Tagebuch abschließen. Ein Schlußpunkt war langsam vonnöten, weil das Tagebuchschreiben die Arbeit an meinem Roman an die Wand drückte. Wochenlang sah ich die Figuren meines Romans nicht. Unglaublich, wie die Zeit uns verändert. Ich habe große Lesereisen abgesagt, mir Publikum und Erfolg versagt, nur damit ich zwei Jahre am Stück die Endfassung meines Romans fertigstellen kann, an dem ich seit langem insgeheim arbeite. Und nun nahm und nimmt mich ein Buchprojekt in Beschlag, von dem ich im September 2001 noch gar nichts wußte.

Aber trotz aller Gewissensbisse gegenüber meinen vernachlässigten Helden in Damaskus schrieb ich weiter an dem Tagebuch, und zwar gern. Die Figuren standen mitten in der Handlung des Romans und traten ungeduldig auf der Stelle. Jede Nacht meckerten sie mich kurz vor dem Einschlafen an: »Wann, bitte schön, dürfen wir zu der nächsten Handlung schreiten?« – »Ob noch weitere zwanzig Jahre vergehen müssen?« Diese und viele andere Fragen schleuderten sie mir wütend, laut, fast hörbar entgegen. Ich tröstete sie mit den Worten Salomons: »Alles hat seine Zeit!« Der

bereits erwähnte Gemüsehändler grinste breit, so daß ich mir Ende April notierte: Gemüsehändler stirbt bald an einer vergifteten Kartoffel.

Ich wartete auf den geeigneten Zeitpunkt, das Tagebuch mit gutem Gewissen abschließen zu können. Plötzlich kam dieser Augenblick, am zweiten Mai. Nach langer Belagerung konnte Arafat seinen stark beschädigten Amtssitz verlassen und setzte damit das Zeichen für einen Neuanfang. Dieses Heraustreten aus den Trümmern hat mich sehr bewegt: Es erschien mir wie der Sieg des Lebens über den Tod.

Wieder eröffneten sich neue Wege, und wieder standen die Palästinenser und Israelis an einer Kreuzung. Alle Wege standen ihnen offen. Ich hoffte, daß sie nach fünfzig Jahren voller Irrwege einmal eine andere Richtung einschlagen und dem nachbarschaftlichen Leben eine Chance geben würden, daß sie sich selbst eine Pause gönnen und den Kindern, die nur den Krieg kennen, einmal zehn Jahre friedlicher Kindheit am Stück schenken würden.

Ich nahm Abschied von meinem Tagebuch und übergab es dem Verleger. In meiner unmittelbaren Umgebung hörte ich die Freudenrufe meiner Romanfiguren, die sich vor dem Gemüseladen versammelt hatten. Es war gegen acht Uhr, als ich meinen Schreibtisch aufgeräumt hatte, den Computer einschaltete und den Romantext öffnete. Ich lachte und fragte mich wie jeden Morgen: »Wo bin ich stehen geblieben?« – »Hier, wo der Junge als Dreizehnjähriger vom Vater gezwungen wird, zur Buße für das Verbrennen der historischen Ulme ins Kloster zu gehen«, rief der Tischler verzweifelt aus. »Ich stehe vor dem großen Tor und fühle Angst«, flüsterte der junge Held und senkte den Blick. »Ach ja«, erwiderte ich und wußte wieder genau, wie die Geschichte weitergeht.

Marnheim, Anfang Mai 2002

Das Tagebuch

11.10.2001

Ich brauchte einen Monat, um an den Schreibtisch zurückzukehren. Ich hatte am 11. September 2001 bis zum Nachmittag keine Nachrichten gehört. Kurz vor 17 Uhr fuhr ich damals zum Supermarkt, um Lebensmittel zu besorgen. Danach stieg ich ins Auto und wollte nach Hause fahren. Ich schaltete das Radio ein. Beim Fahren innerhalb der Ortschaften höre ich immer SWR 1. Das war früher der Rentnersender; heute sendet er unsere Lieblingslieder der sechziger und siebziger Jahre. Man merkt an der Senderwahl, daß man alt geworden ist.

Plötzlich kam die Nachricht vom Angriff in New York. Da ich selten auf die Uhr schaue, dachte ich im ersten Augenblick, es handle sich um ein Hörspiel auf dem Kultursender SWR 2. Orson Welles hat 1938 mit seinem berühmten, in Form von Nachrichten getarnten Hörspiel ›Der Krieg der Welten‹ (es geht darin um die Landung der Marsmenschen in Amerika) eine Panik in der amerikanischen Bevölkerung hervorgerufen, die mehrere Tote forderte. Einen Augenblick lang war ich nun erfüllt von Ekel angesichts der Sensationshascherei der Medien und der Kulturszene in Deutschland, die nur noch mit dem Nervenkitzel arbeiten. Dann zu Hause die schreckliche Gewißheit. Welch ein Verbrechen! Ich erkenne die Grenzen der Vernunft an den fehlenden Zahnrädern, die ein solches Ereignis irgendwie einordnen, verständlich machen. Wie und wo fängt man an? Jede Frage reißt einen Abgrund auf. Die Vernunft scheitert, und aus den hintersten Kammern meines Hirns melden sich

nur Spekulationen. Das ist nicht Vernunft, das ist Hilflosigkeit.

12.10.2001

Am 11. September starben viele unschuldige Menschen durch ein Verbrechen, das nie zu entschuldigen und nie zu erklären sein wird, weil an seinen Wurzeln viel zu viele beteiligt sind. Es war ein großes Verbrechen, aber um das, was noch nicht geschehen ist, mache ich mir noch größere Sorgen.

13.10.2001 morgens

Wenn ich am frühen Morgen aufwache, bin ich für ein paar Minuten im Herzen ein Kind und habe prophetische Visionen. Von Stunde zu Stunde aber kämpfe ich verzweifelter gegen das Erwachsenwerden an, und am Abend stelle ich meine Niederlage fest. Ich bin alt und müde, doch bevor meine Augen zufallen, beschließe ich jede Nacht von neuem, am nächsten Morgen wieder ein Kind zu werden.

13.10.2001 nachmittags

Al-Jazira, ein Fernsehsender in Katar, wirbelt die Araber durcheinander. Von einem der kleinsten Staaten Arabiens ausgestrahlt, reicht sein Einfluß bis nach Marokko. Nach dem 11. September war und ist er einer der wenigen Sender, die vor der Nachrichtensperre der Amerikaner nicht gekuscht haben und deshalb weltweit berühmt geworden sind. Dabei kommt seine Entstehung einem Wunder gleich; aber der Orient, dessen Diktaturen sich hartnäckiger halten als die der Ostblockländer, ist immer gut für Wunder. Viele Minister in den arabischen Ländern fingen an, sich vor laufenden Kameras mit besorgter Miene zu fragen, wer hinter dem Sender stünde. Katar als Staat mischte sich trotz des un-

geheuren Drucks von seiten der konservativen Nachbarn bisher wenig in die Angelegenheiten des Senders ein. Dabei läge die Frage näher, wer hinter der Verdummung steht, die diese Minister ihren Völkern zumuten.

Bisher waren Rundfunk und Fernsehen nichts weiter als ein Sprachrohr der jeweiligen Regierung. Diese Region der Welt kannte das nicht anders. Das galt von Persien über die Türkei und für ganz Arabien. Auch Israel ist, was die Frage der Medien betrifft, nicht frei. Sicher sind die israelischen Sender freier als die arabischen, aber Israel führt Krieg, und vieles ist aus Sicherheits- oder Tabu Gründen verboten. Nun beginnt ein Sender die Gesellschaften aufzumischen. Er sitzt aber nicht in Beirut, Damaskus oder Kairo. Und das allein ist schon ein Schlag, denn bisher kam alles politisch oder kulturell Entscheidende aus diesen Metropolen.

Die arabischen Sender sind langweilig, veraltet, korrupt und ihren Herrschern untertan. Manchmal denke ich mir, wenn ich eine arabische Sendung sehe, ob nicht nur die Moderatoren und Intendanten debil sind, sondern auch der Herrscher selbst, der sich so übertrieben und verlogen loben läßt, daß jeder, der zwei und zwei zusammenzählen kann, nicht Respekt, sondern einen Lachkrampf bekommt. Unsere arabischen Staatschefs lassen Tag und Nacht wiederholen, wie toll sie sind und wie die Welt voller Achtung und Respekt zu ihnen aufschaut und um ihre Freundschaft buhlt. Dabei verkommen sie alle zu Verwaltern des Erdöls oder zu Vermittlern im Rahmen einer Entführung, zu denen die westlichen Politiker immer dann kommen, wenn es sich um einen Krieg oder den Freikauf von Geiseln handelt.

Man muß die Zeit in Arabien in zwei Epochen aufteilen: in die Zeit vor und die Zeit nach der Gründung von *Al-Jazira*. Früher war der Informationsstand eines Arabers, der

sich vierundzwanzig Stunden täglich von einem arabischen Sender berieseln ließ, gleich dem eines Gefangenen, der in derselben Zeit die Wand seiner Zelle angestarrt hat. Heute kann man dank *Al-Jazira* jedem europäischen Zuschauer die Stirn bieten.

14.10.2001

Niemand weiß genau, wer die Täter von New York sind, aber ich bin mir sicher, daß die Araber und der Islam den Preis für den Anschlag zahlen werden. Warum bin ich mir da so sicher? Seit dreißig Jahren lebe ich in meinem deutschen Exil und habe tagtäglich mit anzusehen, wie die Araber und der Islam verunglimpft werden. Nicht selten muß ich die unangenehme Rolle übernehmen, die Araber und den Islam vor meinen deutschen Gesprächspartnern zu verteidigen. Diese Rolle ist deshalb so häßlich, weil ich hier im Exil lebe. Aber ich habe als Angehöriger der christlichen Aramäer, einer historischen Minderheit, früh gelernt: Wenn sich die Meute gegen etwas richtet, mußst du die Gegenposition einnehmen. Das hat meinen Charakter beeinflusst, und ich bin nicht unglücklich darüber.

Wer als Araber in Deutschland lebt, einem Land, das den Mord an über sechs Millionen Juden zu verantworten hat, der muß gute Nerven haben. Mit den hier lebenden Juden oder Israelis habe ich keine Probleme, da ich mich als Aramäer wie ein alter Onkel sowohl der Juden als auch der Araber fühle und die beiden – übrigens eng verwandten – Streithähne miteinander versöhnen möchte. Je intellektueller sich aber ein Deutscher gibt, desto schwieriger wird für ihn die Begegnung mit einem Araber oder dem, was der durchschnittliche Deutsche für einen Araber hält, und das ist nicht selten ein Aramäer, ein Tscherkesse, ein Kurde oder ein Afrikaner.